

Am signifikantesten für unsere Zeit ist, dass Ost und West sich begegnen sind. Damit ein solch bedeutendes Zusammentreffen Früchte tragen kann, muss im Kern ein großer emotionaler, großzügiger und kreativer Gedanke vorhanden sein.

TAGORE, ESSAY ÜBER KREATIVITÄT, OST UND WEST

...es scheint, dass die Wiederentdeckung einer symbolischen Mythologie, einer Kosmologie, die nicht unterscheidet zwischen Religion, Metaphysik und Wissenschaft und die größeren Respekt vor der Selbstbestimmung des Lebens und der Gedankenfreiheit hat, der Beginn dieser neuen Ära sein könnte, die unbedingt kommen muss, nach all dem Unheil, das die Menschheit gegenwärtig bedroht.

ALAIN DANIELLOU, MYTHES ET DIEUX DE L'INDE E POLYTHÉISME HINDOU. AVANT-PROPOS

Die **Indien Europa Stiftung für Neue Dialoge – FIND** hat ihren Sitz auf dem Hügel des Labyrinths in Zagarolo bei Rom, ein Labyrinth, von dem man glaubt, dass es existiert hat.

FIND ist eine gemeinnützige Schweizer Stiftung mit dem Auftrag, ein besseres gegenseitiges Verständnis füreinander zu entwickeln. Sie möchte den Dialog zwischen Europa und Indien fördern, indem sie Projekte, vor allem in den Bereichen Musik und Fotografie, sowie das Wissen im Hinblick auf Gesellschaft und Philosophie, unterstützt.

FIND ist der Überzeugung, dass Wissen, Forschung und demokratischer Dialog die Voraussetzung sind, um Vorurteile, Ungerechtigkeit, Fanatismus und Diskriminierung überwinden zu können. Respekt und gegenseitiges Verstehen sind entscheidend, um unterschiedliche Nationen und Kulturen einander näher zu bringen auf dem Weg zu einer friedlich demokratischen Weltgemeinschaft.

EINFÜHRUNG VON ANNE PRUNET

Andere Stimmen brachten es zum Ausdruck. Das Institut für vergleichende Musikwissenschaft in Berlin war „mehr als nur eine Brücke zwischen Europa und den anderen Kontinenten; wir verdanken ihm, dass traditionelle, außereuropäische Musikformen als geistiges Kulturgut anerkannt wurden“. Das erklärte Yehudi Menuhin in seiner Rede zur Verleihung des UNESCO/CIM Musikpreises an Alain Daniélou am 1. Oktober 1981 in Budapest. Das Institut hat, so sein Leiter, „normalen Musikern wie uns ganz neue Horizonte eröffnet, die weit über das hinausgingen, was wir sonst erfahren hätten. Wenn Musik heute als allgemeines Kulturgut und universelle Kunstform gilt, so ist das auch der Verdienst Alain Daniélous, der sein ganzes Leben der Welt der Klänge und denen, die sie hervorbringen, gewidmet hat.“ Kein einfaches Unternehmen in einem durch den Eisernen Vorhang geteilten Europa, das vor allem mit sich selbst und weniger mit der Außenwelt beschäftigt war.

Seinen Erfolg verdankt es vor allem dem Wissen Alain Daniélous, einem großen Kenner Indiens und indischer Musik. In einem Brief vom 24. März 1949 an M.C. Mitra, den Direktor der Musikabteilung von Visva Bharati, umreißt Daniélou bereits sein Projekt, für die UNESCO einen Katalog zu erstellen, in dem die Aufnahmen unterschiedlicher, in Indien vorgefundener Musikformen aufgelistet werden sollen: „Von der UNESCO erging gerade die Aufforderung an mich, die besten Aufnahmen anspruchsvoller, traditioneller Musik aus den verschiedenen Regionen Indiens zusammenzustellen.“ Daniélou, der Indien verlassen hatte, um 1963 die Leitung des Berliner Instituts zu übernehmen, folgte dem Rat des Indologen Louis Renou: „Sie verfügen über ein umfangreiches Wissen. Jetzt ist es an der Zeit, es einzusetzen. Es ist eine Arbeit, mit der Sie den Rest Ihres Lebens ausfüllen können.“

Dem Institut kamen also sowohl die Theorie wie die Praxis, die Daniélou während seines langjährigen Indienaufenthalts erworben hatte, zugute. In Bezug auf die Musik, bestimmten drei Gesichtspunkte sein Schaffen: Der erste ist die praktische Erfahrung mit indischen Instrumenten, wie z. B. der Mdridangam und vor allem der Vina, die er viele Jahre hindurch (von 1939 bis 1954) bei einem Lehrer

aus Benares, Shivendranath Basu, studierte; der zweite ist das Sammeln, mit dem Daniélou bereits während seiner ersten Reisen begonnen hatte, denn er interessierte sich schon damals für orale Traditionen und nahm nicht nur Musik, sondern auch Gespräche mit Musikern auf (die ersten stammen aus dem Jahr 1929 und entstanden in Algerien während eines Festivals arabischer Musik). Dieser Arbeit, die die Plattensammlung des Berliner Instituts erst ermöglichte, widmete er sich Zeit seines Lebens.

Hinzukommt schließlich die wissenschaftliche Recherche für Veröffentlichungen wie *La sémantique musicale*, *Traité de la musicologie comparée* und *Le Tableau comparatif des intervalles musicaux*. Sie lassen erkennen, wie sehr Daniélou daran gelegen war, unterschiedliche musikalische Systeme miteinander zu vergleichen, ohne dabei einen ethnozentrischen Standpunkt einzunehmen oder Raster anzuwenden, die für das Studium unserer temperierten europäischen Musik konzipiert sind, sich aber nicht auf andere Systeme übertragen lassen. Ein Großteil seiner Recherche ist bereits in den 300 000 microfiches gespeichert, die 1957 an die Cini Stiftung übergangen. Sie enthalten die Biografien indischer Musiker und in indischen Bibliotheken recherchierte Musiktheorien, sowie kritische Analysen. Mit dieser Ausbeute legte Daniélou den Grundstein für das Institut der vergleichenden Musikwissenschaften. Und er schuf die Voraussetzungen für die ersten Konzerte, die Künstlern wie Ravi Shankar in Europa gaben. Letzterer beschreibt die Haltung Daniélous folgendermaßen: „Auch wenn sie anderswo geboren wurden, sind solche Söhne unseres Landes ihm mit Leib und Seele verbunden.“ Diese dezentralisierte Orientierung ließ das Institut für vergleichende Musikwissenschaften zu einem Ort der Begegnungen, der Entdeckungen und eines gegenseitigen Verständnisses werden. Die **FIND**-Stiftung, immer darauf bedacht, Entdeckergeist und Gegenseitigkeit zwischen Indien und Europa zu fördern, würdigt anlässlich des fünfzigsten Geburtstags des Instituts für vergleichende Musikwissenschaften die Arbeit, die es in der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts in Berlin geleistet hat, einer für Mitteleuropa äußerst turbulenten Zeit. Die neue Stiftung, die die Arbeit und Ansätze Daniélous fortsetzen und weiterentwickeln möchte, knüpft auch an das Projekt an, das Rabindranath Tagore in einem Brief vom 24. Oktober 1932 beschrieben hat: „Durch ein gemeinsames Studium von Kunst, Literatur und Philosophie dieser beiden großen geistigen Hemisphären versuchen hier Gelehrte

aus Europa und Asien eine auf gegenseitigem Verständnis basierende Synthese zu finden, die die größten kulturellen Errungenschaften der Menschheit in sich vereint.“

Die keineswegs geradlinige, sondern eher zyklische Geschichte beschreibt also eine Schleife, die diese drei Projekte verbindet: das Projekt Tagores, der 1932 von Indien nach Europa reiste; das Projekt des Berliner Instituts, das von Europa ausgehend außereuropäische Musiker und Sänger nach Europa brachte und das **FIND** Projekt, dessen Zentrum sich in Europa befindet, und das in unterschiedliche Richtung gehende Verbindungen schaffen will, von Europa nach Indien und von Indien nach Europa.





FIND

Aufgrund ihres gemeinsamen Erbes, teilen sich Europa und Indien nicht nur Werte wie Demokratie und Meinungsfreiheit, sondern auch Probleme, da die Globalisierung dazu beiträgt, Tradition und Moderne miteinander zu konfrontieren und neue Herausforderungen aufzeigt.

Obwohl Wissenschaft und Technologie eine wichtige Rolle bei der Lösung der Probleme des 21. Jahrhunderts spielen, glauben wir, dass nur durch den Abbau von Vorurteilen und das Erweitern unseres Horizontes wir in der Lage sein werden, Unterschiede zu respektieren und aus ihnen zu lernen. Eine humanistische Haltung und nachhaltiges Wachstum sind unerlässlich. Indien und Europa können voneinander lernen und Befähigung und Verantwortung für eine bessere Gesellschaft fördern.

FIND liegt es am Herzen, einen besseren Austausch mit Indien zu erreichen, besonders in den Bereichen Musik, Fotografie und gesellschaftlichen Fragen. Ziel ist es, kreative Menschen zu finden und sie mithilfe von Stipendien, Diskussionen, Kursen und Austauschprogrammen zusammen zu bringen. Wir wollen selbst keine Vorführungen oder Ausstellungen organisieren, sondern die Künstler aus Indien und Europa zusammenführen, damit sie sich kennenlernen und gemeinsam neue Projekte entwickeln. Als kleines Observatorium und Labor für die gemeinsame Zusammenarbeit in unseren Kompetenzfeldern werden wir unseren Erfolg in wichtigen zukünftigen Projekten erkennen können, in denen wir eine entscheidende Rolle gespielt haben, indem wir Startkapital oder strategische Visionen eingebracht haben. **FIND** versteht sich nicht nur als Ideenschmiede, sondern möchte selbst aktiv werden und von den Erfahrungen und Fehlern der anderen lernen. Es gibt viel zu tun, um unsere Musiker und Musikwissenschaftler zusammenzubringen, viel zu tun, um bildende Künstler mit Fotografie und Dokumentarfilm vertraut zu machen. Und nicht zuletzt auch Intellektuelle und Akademiker zusammenzuführen.



DAS DANIELOU SEMANTIC VON MICHEL GEISS

Das Daniélou Semantic ist ein einzigartiges Instrument, das Daniélou am Ende seines Lebens entwickeln ließ. Das Projekt begann mit einem Treffen zwischen ihm, Jacques Cloarec und Michel Geiss in der Schweiz.

Das Instrument basiert auf Daniélous innovativer Theorie über die Wahrnehmung von Intervallen. Daniélou, der einen großen Teil seines Lebens mit dem Studium indischer Musik und ihrer Feinheiten verbrachte, ist der Auffassung, dass die weit verbreitete temperierte Tonleiter mit 12 Noten pro Oktave für unser geistiges Wahrnehmungssystem nicht geeignet ist. In seinem Buch „La Sémantique Musicale“ erläutert Daniélou die Prinzipien, auf denen das Instrument basiert. Ihm zufolge ist es ein psychoakustisches Gesetz, dass unser Gehirn zusammenhängend musikalische Intervalle einordnet, die auf den Produkten und Verhältnissen von Vielfachen von nur drei Zahlen basiert: 2, 3 und 5. Während Daniélou einräumt, dass sie zu großartigen Kompositionen geführt hat, ist die gleichstufig temperierte Tonleiter nichts weiter als ein mathematischer Kompromiss, um Instrumente mit einer festgelegten Tonlage und erleichternden Modulation herzustellen, doch in keiner Weise wurde sie im Einklang mit unserem akustischen Wahrnehmungsvermögen kreiert. In seinen musikalischen Büchern legt Alain Daniélou sogar eine detaillierte Unterteilung universeller Gefühle dar, die von klar definierten Intervallen erzeugt werden. Basierend auf dem oben genannten Konzept, schuf Daniélou eine vollständige Tonleiter mit 53 Noten pro Oktave.

Das S 52 war das erste Instrument, das von Claude Cellier und Stefan Kudelski entworfen wurde, nachdem Alain Daniélou gebeten hatte, mit seiner Tonleiter zu experimentieren (einige Tonbeispiele sind auf der **FIND** Website zu finden). Erst in den 90er Jahren wurde eine erste Version von Daniélous Semantic gebaut, entworfen von Michel Geiss und mit der Hilfe von Christian Braut (Programmierung) und Jean-Claude Dubois (Elektronik). Philippe Monsire schuf die Form des Instruments. Die Herausforderung, auf einer Tastatur mit 53 Tönen zu spielen, führte zu einer vereinfachten Version von 36 Hauptnoten pro Oktave der kompletten Tonleiter, was Daniélou als adäquate Umsetzung seiner Theorie in die musikalische Praxis betrachtete.

Die erste Version des Daniélou Semantic wurde auf verschiedenen Konzerten in Paris, Rom, Venedig und Thoronet Abbey (Südfrankreich) gespielt. Diese Konzerte fanden anlässlich Daniélous 100-jährigem Geburtstag im Jahr 2007 statt.

Die Fortschritte in der musikalischen Computertechnologie führten Michel Geiss dazu, eine neue Version zu entwerfen (gegenwärtig in Funktion), die auf einem leistungsfähigen Computer basiert unter Berücksichtigung derselben externen Tastaturform. Dieses Modell enthält dieselben von Daniélou definierten Konzepte, jedoch jetzt mit einer stark verbesserten Tonreihe, viel musikalischer und expressiver und einer weit besseren Abstimmungspräzision.

Das neueste Modell des Daniélou Semantic ist ein voll entwickeltes Instrument mit innovativer Form, einer expressiven Tastatur, einem Pitch Ribbon Controller - ein Drucksensor, der durch Bewegen eines Fingers auf dem Spielmanual entsprechende Steuersignale erzeugt - und einer Reihe von sehr musikalischen Tönen. Es wird ergänzt von zwei Lautsprechern.

Zusätzlich haben Christian Braut, Jacques Dudon und Arnaud Sicard eine Software-Version eines Instruments entwickelt, das in der Lage ist, Daniélous Tonleiter zu spielen und sie somit weit verfügbar zu machen. In seiner einfachsten Version benötigt es nur einen Computer (Mac oder Windows) und kann frei heruntergeladen werden. Es kann auch auf einer externen Tastatur gespielt werden, sei es eine Standard USB Klaviertastatur oder eine speziellere, wie die AXIS-64 C-Thru.

DAS INTERNATIONALE INSTITUT FÜR TRADITIONELLE MUSIK BERLIN 1963-1996

VON LARS KOCH

Das Internationale Institut für Traditionelle Musik wurde 1963 in Berlin mit Unterstützung der Ford Stiftung gegründet und vom Senat für Kulturelle Angelegenheiten Berlin gefördert. Prägende Persönlichkeiten dieser Gründung waren Willy Brandt, der französische Maler und Musiker Alain Danielou – der Gründungsdirektor war –, der indische Sitarspieler und Komponist Ravi Shankar sowie der Geigenvirtuose Yehudi Menuhin.

Das Ziel des Instituts war die Dokumentation von Musikkulturen, die allgemein als traditionell bezeichnet wurden, um diese zu erhalten und Kenntnisse über sie der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Der Gründungsdirektor des IITM war Alain Danielou, ein bretonischer Intellektueller und Kenner asiatischer Kunst und Musik. Nach einem langjährigen Indienaufenthalt kehrte er nach Europa zurück und arbeitete als Berater für die Musikabteilung der UNESCO in Paris. Danielou. Er übernahm die Direktion des IITM und leitete dies zehn Jahre lang. Sein engster Mitarbeiter war Jaques Cloarec, der auch nach dem Ausscheiden Danielous aus dem IITM diesem eng verbunden blieb und seine Ideen und Ideale weiterführte und seinen Nachlass verwaltete.

In der Zeit bis 1973 entstanden zahlreiche Tonaufnahmen und Fotos, deren Inhalt geprägt ist durch Forschungen über indische, kambodschanische und indonesische Musikkulturen. Ab 1973 übernahm zunächst Ivan Vandro die Aufgabe des Direktors am IITM, er hatte einen Forschungsschwerpunkt auf die Musik Tibets gelegt. Nach seinem Ausscheiden aus dem Amt wurde eine vorübergehende Vertre-

tung durch einen Senatsangehörigen eingerichtet, bis 1986 der Schweizer Musikethnologe Max-Peter Baumann die Leitung übernahm. Baumann arbeitete eng mit den Musikethnologen Hassau Habib Touma und Ulrich Wegner zusammen, man engagierte sich verstärkt für den Bereich der Publikationen, wie etwa der Zeitschrift „World of Music“ und zahlreicher Musikveröffentlichungen. Mit Gründung des Internationalen Institut für Traditionelle Musik entstanden in Berlin die wegweisenden Metamusik- und Horizonte-Festivals wie auch die vom Institut initiierte, europaweit vernetzte Konzertreihe »Festival Traditioneller Musik«.

Bedenken wir die sehr spezielle politische Lage Berlins während des Kalten Krieges von 1963 bis 1990 und die damit verbundene Rolle des IITM, kam es trotz weltweiter Proteste nach der Wende 1996 zur Schließung des Instituts, es hatte seine politische Rolle gespielt.

Diese Schließung hatte Auswirkungen auf das Musikleben Berlins, denn seit Mitte der 1990er Jahre sind „traditionelle“ musikalische Formen im Veranstaltungsbetrieb unterrepräsentiert.

Mit der Rückkehr von Max-Peter Baumann nach Bamberg, siedelte auch das gesamte Archiv des IITM (Bibliothek, Tonband-Sammlung, Geräte) an die Universität Bamberg um. Der Berliner Senat blieb aber weiterhin Eigentümer der Bestände des IITM. 2006 sollte infolge der Verlegung der Professur Baumanns nach Würzburg auch der Bestand des ehemaligen IITM nach Würzburg gebracht werden.

Die zuständige Senatsstelle nahm nach Rücksprache mit der Abteilung Musikethnologie, Medientechnik und Berliner Phonogramm Archiv des Ethnologischen Museums Berlin und der Gesellschaft für traditionelle Musik e. V. Verhandlungen auf und veranlasste in Abstimmung mit Baumann den Umzug der gesamten Bestände des IITM nach Berlin. Seit 2008 ist nun die Musikethnologische Abteilung des Ethnologischen Museums zu Berlin im Besitz dieses Teils des Nachlasses des Internationalen Institut für Traditionelle Musik.

Bis heute ist das IITM als einzigartiger Ort im Gedächtnis aller Musikinteressierten geblieben. Sir Yehudi Menuhin drückte dies 1975 folgendermaßen aus: „Eine der faszinierendsten Einrichtungen in der Welt ist das Internationale Institut... in West-Berlin.- Heute können wir in einer stillen Villa eines Vororts derselben Stadt durch die ganze Welt der Musik reisen, womit kulturelle menschliche Wünsche erfüllt werden, von denen man in meiner Knabenzeit noch nicht geträumt hätte.“



BERLIN-ERINNERUNGEN (1964-1980). VORWORT.

VON JACQUES CLOAREC

„Das Institut hat mich erschaffen“ vermerkte ich, auf unsere Zeit in Berlin anspielend, im November 1990 in meinem Tagebuch, nachdem ich mich beim Nachmittagstee lange mit Alain Daniélou über die überraschenden und manchmal völlig unvorhersehbaren Wechselfälle im Leben und Berufsleben unterhalten hatte. Eine Formulierung, die zweifellos etwas übertrieben war (schließlich hatten auch meine Eltern ihren Teil zu meiner „Erschaffung“ beigetragen!), aber gleichzeitig auch symptomatisch für den Prozess der Dekantierung, der damals in meinem Kopf stattfand. 1990, also zehn Jahre, nachdem wir Berlin endgültig verlassen hatten, war mein Blick auf unsere Berliner Zeit schon etwas verkärter. In unserer Anfangszeit hatte ich noch das unangenehme Gefühl gehabt, mich dort tödlich zu langweilen. „[Jacques] litt unter seinem Exil in Berlin, die germanische Mentalität passte so gar nicht zu seiner Natur, er fühlte sich ein bißchen wie ein Botschafter, der in eine trostlose afrikanische Republik verbannt worden war“, sollte Daniélou später in seinen Erinnerungen *Le chemin du labyrinthe* bemerken. Aber im Lauf der Zeit erkannte ich, wie gut mir diese Jahre getan haben. „Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben“, lautet ein Sprichwort. Heute, im Jahr 2013, in dem wir den fünfzigsten Jahrestag des Instituts der vergleichenden Musikwissenschaften feiern, kann ich sagen, dass mir in den siebzehn Jahren, die ich in Westberlin verbrachte, die Stadt ans Herz gewachsen ist. Es herrschte ein Klima der Toleranz, einer Freiheit ohne Tabous, und das Leben war (dank der sprichwörtlichen Effizienz der Deutschen) so unkompliziert und stimulierend, dass man sich schnell an diesen goldenen Käfig gewöhnte, auch wenn man von allen Seiten von Nachbarn umzingelt war, die nicht unbedingt aggressiv, potentiell aber doch gefährlich waren. Seine Faszination verdankte Berlin seiner Vitalität, seiner kulturellen Vielfalt, besonders was die Musik betraf, und seinem internationalen Charakter. Für mich war Berlin eine großartige Erfahrung, die mein Leben entscheidend beeinflusst hat.

Jacques Cloarec, *Le Labyrinthe*, Zagarolo, Sommer 2013.



DAS BERLINER INSTITUT (1966?) VON LINKS NACH RECHTS: DER BERÜHMTE TABLA-SPIELER ALLA RAKHA, ALAIN DANIÉLOU STEHEND, RAVI SHANKAR UND DER GENERALSEKRETÄR RAYMOND BURNIER VON JACQUES CLOAREC

1. DIE ANFÄNGE DES INSTITUTS. RÜCKEROBERUNG DURCH DIE KULTUR.

Als im August 1961 die Berliner Mauer – die „Mauer der Schande“ für das westliche Lager – gebaut wurde, bedeutete das eine weitere Eskalation des Kalten Kriegs, der seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs in der Stadt herrschte. Aber die in Westberlin stationierten Alliierten (USA, England und Frankreich) beschlossen, die Teilung der Stadt mit einer friedlichen Waffe zu bekämpfen – mit der Waffe der Kultur. Willy Brandt, der damalige Bürgermeister Westberlins, der den Bau der Mauer als ein „Verbrechen gegen das internationale Recht und die Menschlichkeit“ anprangerte, hatte 1962 Nicolas Nabokov den Posten eines „Beraters für internationale kulturelle Angelegenheiten“ angeboten. Der 1903 in Russland geborene Nicolas Nabokov, ein Cousin des Schriftstellers Wladimir Nabokov (weltweit bekannt durch seinen Roman *Lolita*), war Komponist, musste aber immer wieder das eigene Oeuvre vernachlässigen, um das der Andern zu fördern. Zwischen 1924 und 1933 lebte er als Student in Paris, wo er an der Sorbonne studierte und sich einer kleinen Gruppe von Intellektuellen anschloss, die sich um Serge Diaghilev scharte. Dort begegnete er auch Alain Daniélou, mit dem ihn eine lebenslange Freundschaft verband, die erst ein halbes Jahrhundert später mit Nabokovs Tod im Jahr 1978 endete. 1934 verließ Nicolas Nabokov Paris und emigrierte in die Staaten, wo er die amerikanische Staatsbürgerschaft erwarb. Nach dem Krieg engagierte er sich für den Kongress für kulturelle Freiheit, einer in Paris ansässigen Kulturorganisation, in der er von 1950 bis zu seinem Umzug nach Berlin den Posten eines Generalsekretärs bekleidete. Der von der neugegründeten CIA und mehreren amerikanischen Stiftungen finanzierte Kongress für kulturelle Freiheit war keineswegs ein geheim gehaltenes Propagandainstrument, sondern eher eine Art Gegenpropaganda, durch die der Einfluss des Kommunismus eindämmt werden sollte, da sich dieser in den intellektuellen Kreisen Westeuropas wachsender Beliebtheit erfreute, man denke nur an Sartre, Aragon, etc. 1962 nahm Nicolas Nabokov die Einladung Willy Brands als eine neue Herausforderung an und widmete sich mit großem Enthusiasmus seiner Aufgabe. Unter seinem Ägide nahmen die Berliner Festspiele eine ganz andere Dimension an, denn er brachte viele weltberühmte Künstler in die Stadt und veranstaltete unvergessliche

Feste. Parallel dazu schlug er dem vor kurzem nach Europa zurückgekehrten Alain Daniélou vor, mit ihm zusammen ein lang gehegtes Projekt zu realisieren: die großen Musiker Indiens und anderer asiatischer Länder im Westen bekannt zu machen. Eine Reise nach Westberlin überzeugte Daniélou, dass die „gefangene Stadt“ zum Überleben die Hilfe internationaler Organisationen zum Überleben brauchte, und dass es um die Verteidigung der freien Welt ging. Obwohl ihm ein ruhiger Posten an einer französischen Universität angeboten worden war (als Dozent an der *École des Hautes Études*), zog er das Angebot Nabokovs vor. „Was mich betrifft, war das ebenso idealistisch wie unvernünftig“, schrieb er in seinen Erinnerungen. Aber wie immer konnte er sich auf seinen Instinkt verlassen: Ein Abenteuer wie dieses entsprach vollkommen seinem Temperament und war gleichzeitig auch sehr viel befriedigender als an der Universität eine ruhige Kugel zu schieben. Das Ergebnis war, dass 1963, in dem Jahr, in dem Kennedy in Berlin seine berühmte Rede hielt („Ich bin ein Berliner“) – ein Zufall, der nicht ganz zufällig war – das internationale Institut für vergleichende Musikstudien gegründet wurde, oder kurz das „Institut“, wie wir zu sagen pflegten.

2. ZUR SELBEN ZEIT, AUF MEINER VESPA...

Zur selben Zeit, als Nicolas Nabokov sich in Berlin niederlässt und Daniélo mit ins Boot nimmt, verabschiedete ich mich mit meinen vierundzwanzig Jahren von meiner Heimatstadt Concarneau, wo ich seit vier Jahren an einer Schule Mathematik unterrichtete. Mir gefällt mein Beruf, den ich gleich nach dem Abitur, also bereits mit 18 Jahren, ausübte. Und mir gefällt auch die Bretagne. Da ich aber als Homosexueller meine Homosexualität nicht verleugnen möchte, kann ich unmöglich hier bleiben. Obwohl ich keine pädophile Neigungen habe, weiß ich, dass gewisse Leute mir einen Strick daraus drehen würden, wenn meine sexuelle Orientierung publik würde. Meine Karriere wäre beendet. Außerdem ist es Anfang der sechziger Jahre praktisch unmöglich, in Concarneau irgendwelche Bekanntschaften zu machen. Meine sexuelle Frustration schlägt sich allmählich auf meine Moral nieder. Deshalb bat ich

um eine Versetzung nach Paris und verabschiede mich an diesem strahlend schönen Septembermorgen im Jahr 1962 von meinen Eltern und meiner kleinen Schwester. Ich schwinde mich stolz auf meine Vespa und mache mich auf den Weg zur Metropole. Außer einem beinahe leeren Pappkoffer habe ich nichts dabei: der sprichwörtliche Bretone auf dem Weg ins Exil! Mein Stolz hält aber nicht lange an, kaum habe ich die Stadt hinter mir gelassen, werfe meine Vespa ins Gras und heule los. Ich habe das Gefühl, ich würde die Trennung nicht überleben. Also warum nicht einfach kehrt machen und in den Schoß der Familie zurückkehren? Gleichzeitig weiß ich aber auch, dass meine Entscheidung richtig ist. Dass es eine Frage des Überlebens ist. Also steige ich wieder auf meine Vespa und verfolge meinem Weg bis zu seinem Ende, ohne zu wissen, dass ich einem Impuls folge, der mein Leben entscheidend verändern wird. In Paris logiere ich bei Yvonne, einer Schwester meiner Mutter „Tante Goasdoudé“, wie wir sie in unserer Familie nennen. Eine warmherzige, großzügige Frau, die mich zwar mein Leben leben lässt, aber jedesmal, wenn ich nachts nach Hause komme, das Licht anknipst und mich fragt, ob alles in Ordnung sei – was mir ungeheuer auf die Nerven geht! Schließlich bin ich kein Kind mehr! Im November 1962 lerne ich Alain Daniélou in seinem berühmten Studio in der rue Froideveaux, Nr. 59 kennen. Ich begleite ihn über Weihnachten nach Italien. Er fährt seinen Austin-Healey mit halbsprecherischer Geschwindigkeit, obwohl es in Frankreich noch keine Autobahnen gibt. In dieser Beziehung ist Italien sehr viel moderner und entwickelter, wie ich erstaunt feststelle. Auf dieser Fahrt schlägt mir Daniélou dann vor, ich solle den Lehrerberuf an den Nagel hängen und einer seiner Mitarbeiter an diesem Institut werden, das er in Berlin aufbauen will. Von Paris bin ich eher enttäuscht, vor allem von der Oberflächlichkeit der Pariser. Um die Wahrheit zu sagen, ich habe sogar schon daran gedacht, in Kambodscha einen Posten als Lehrer anzunehmen. Hätte ich damals gewusst hätte, was diesem Land unter den Roten Khmers bevorstand! Mir wird ganz übel bei dem Gedanken. Andererseits war Berlin auch nicht gerade der ruhigste Ort auf diesem Planeten. Als ich meiner Familie von Daniélous Vorschlag erzählte, waren alle entsetzt. Wegen eines noch nicht existierenden Instituts in einer Stadt mit einer ungewissen Zukunft eine sichere Beamtenlaufbahn aufzugeben, was für ein Wahnsinn! Ich erinnere mich aber nicht, dass ich selbst irgendwelche Bedenken hatte, oder dass mich die Umzingelung der Stadt durch die Kommunisten abschreckte – im Gegenteil. Ich hatte gerade siebenundzwanzig Monate Militärdienst hinter mir und davon mehr als ein Jahr in Algerien

verbracht, insbesondere in Algier, wo sich OAS, FLN und anderes militärisches Fußvolk täglich blutige Kämpfe lieferten, und das unter den Augen entsetzter, junger Wehrpflichtiger, zu denen ich gehörte. Doch stellte ich fest, dass ich fasziniert war von Orten, wo man ständig auf der Hut sein musste und ständig mit Militär konfrontiert war. Man empfand die Spannung, eine Art Weltuntergangsstimmung, die sexuelle Energien freizusetzen schien, wie das auch in dem belagerten Berlin zu Beginn der sechziger Jahre der Fall war.

*** An Ostern 1963 breche ich allein mit meinem kleinen roten Triumph TR 4 nach Berlin auf, um mich an Ort und Stelle sachkundig zu machen, was es mit Daniélous Vorschlag auf sich hat. Das Betreten und Verlassen der kommunistischen Zone auf dem Weg nach Westberlin ist eine schreckliche Prozedur. Die Zoll- und Polizeikontrollen sind unvorstellbar. Der Pass verschwindet, endlos lange Warteschlangen bilden sich, das Auto wird von oben bis unten durchsucht, Zeitungen und Magazine werden unterschiedslos konfisziert. Man muss ausschließlich auf Deutsch oder Russisch verfasste Formulare ausfüllen, und Vopos und Grenzer hüten sich, Kenntnisse in einer anderen Sprache außer diesen beiden vorzutauschen. Bei den Leibesvisitationen wird keine Körperstelle ausgelassen. Wie mir meine Sekretärin im Institut anvertraute, musste sie mehrere Male einen vaginalen Check über sich ergehen lassen. Das Misstrauen der Vopos war nicht ungerechtfertigt. Mike, ein Freund, der einmal in der New Yorker Subway die Bauarbeiten beaufsichtigen würde, schmuggelte damals in einem kleinen, rektal eingeführten Plastikbeutel Geld für seine alten Mutter über die Grenze, da sie die Ostzone nicht verlassen durfte. Ich musste diese Schikanen, mit denen erst nach dem Fall der Mauer Schluss war, Dutzende von Malen über mich ergehen lassen. Aber zur Ehrenrettung der Ex-DDR muss ich zugeben, dass es mir an einer schweizer Zollstation in Vallorbe ähnlich erging. Ich fuhr dort in einem neuen Mercedes mit deutschem Nummernschild vor, chauffiert von Maurizio, meinem Koch, der einem italienischen Pass besaß, während ich, sein Passagier, einen französischen Pass vorzeigte. Splitternackt standen wir uns in der Hütte der Grenzposten gegenüber, während die Türen des Mercedes (natürlich völlig umsonst) auseinandergenommen und gottseidank auch wieder zusammengesetzt wurden. Um auf meinen ersten Aufenthalt in Berlin zurückzukommen, so traf ich schließlich nach einer längeren Fahrt mit meinem roten Triumph in der Emserstraße ein, wo Alain Daniélou eine Wohnung gemietet hatte.



3. EMSERSTRASSE.

Ich hatte damals keine Ahnung, dass ich über fünfzehn Jahre in dieser Wohnung leben würde, oder vielmehr mit Alain Daniélou zwischen Paris, Italien und Berlin hin - und herpendeln würde. Die Umstände, unter denen Daniélou seine Berliner Wohnung bekommen hatte, waren ziemlich komisch. Da ich kein so guter Erzähler bin wie er, möchte ich aus seinen Erinnerungen zitieren: „Ich wollte in einem dieser alten Häuser wohnen. Allzuvielen waren aber in Berlin nicht übriggeblieben. Man empfahl mir einen Mann, der sich um die Besitztümer verschwundener jüdischer Familien kümmerte, aber auf keinen Fall an Deutsche vermieten wollte. Herr Kirchenbaum war ein betagter Patriarch, sehr distinguiert und höflich, der sich für Musik interessierte. Als ich ihn das erste Mal besuchte, verhielt er sich sehr ablehnend und meinte, es gäbe keine freien Wohnungen. Aus Höflichkeit bat er mich aber, meine Visitenkarte zu hinterlassen – ich logierte damals im Savoy. Er warf einen Blick darauf, erhob er sich, ging ins Nebenzimmer und kam mit einer hebräischen Zeitung zurück, die er vor kurzem zugeschickt bekommen hatte. Auf der Titelseite war ein Foto von mir, das bei einem Vortrag, den ich in Jerusalem gehalten hatte, entstanden war. Sofort schlug er mir ein gutes Dutzend Wohnungen vor. Ich entschied mich für eine in der Emserstraße, in der Nähe des Kurfürstendammes, Westberlins eleganter Einkaufsstraße. Die Wohnung befand sich in der zweiten Etage eines stattlichen Eckhauses, dessen Fenster auf verlassene Grundstücke und die Blumenrabatten vor einer Kirche hinausgingen. Sie gehörte zu einem teilweise abbruchreifen Wohnkomplex mit einer Fassade voller Einschüsse. Das Ganze war in einem verheerenden Zustand. Badezimmer und Küche waren in Trümmern und mussten erst wieder aufgebaut werden. Und wir mussten auch Fußböden reparieren, Wände kalkan und elektrischen Leitungen neu verlegen. Dafür war die Miete äußerst moderat. Das Treppenhaus war zwar immer noch in einem desolaten Zustand, aber die Wohnung selbst stellte sich nach all diesen Reparaturen als sehr hell und gemütlich heraus.“ Als ich an Ostern 1963 ankam, wurde ich von Peter, einem charmanten, jungen Mann begrüßt, der mich unten im Treppenhaus erwartete. Peter war der Erste in einer langen Reihe von mehr oder weniger amüsanten Zufallsbekanntschaften, die wir in Berlin machten. Als Jugendlicher hatte Peter die meiste Zeit im Westen verbracht, wo er, als die

Mauer fertig gestellt war, auch bleiben musste. Fünfzehn Jahre sollten vergehen, bis er seine Mutter und seine Schwester wiedersehen würde, und auch dann nur für kurze Zeit. Peter blieb also in Westberlin, wo er mit Horst zusammenlebte, einem ausgesprochen hübschen Burschen, aber depressiv und suizidgefährdet. Horst fuhr eines Tages nach Casablanca und kam als Carmen, eine berückende, dunkelhaarige Schönheit, nach Berlin zurück. Er/sie machte in ganz Europa Schlagzeilen, als er/sie in Rom im Gefängnis landete, weil er/sie nackt im Brunnen der Piazza Navona gebadet hatte. Er/sie erbt von einer bekannten deutschen Schriftstellerin das ganze Vermögen, doch fiel er/sie noch in jungen Jahren einer blutigen Auseinandersetzung in Marokko zum Opfer.

4. UMZUG NACH BERLIN.

Ein Jahr nach meinem ersten Probebesuch ließ ich mich im Sommer 1964 endgültig in Berlin nieder. Ich hatte mich mit Daniélou in Italien verabredet, von dort wollten wir dann mit dem Auto nach Berlin zurückfahren. Aber bei einem schweren Verkehrsunfall gab der Triumph den Geist auf, ich selbst überstand ihn wie durch ein Wunder völlig unbeschadet. Alain Daniélou – von seinem langen Aufenthalt in Indien geprägt, auch wenn man ihn im Westen einfach nur als „abergläubisch“ bezeichnen würde – hielt das für einen „Wink des Schicksals“ und meinte, es könne nur einen Bruch bedeuten: „Tod oder ein neues Leben“. Und da ich dem Tod von der Schippe gesprungen war, war er überzeugt, dass ich bei diesem Abenteuer mitmachen würde und unsere Verbindung von Dauer wäre. Er hat sich nicht getäuscht, ich blieb zweiunddreißig Jahre an seiner Seite – bis zu seinem Tod im Januar 1994. Und für mich war es in der Tat ein Bruch. Ich tauchte in ein intellektuelles und ziemlich unkonventionelles oder vielmehr total unkonventionelles Milieu ein, das in krassem Gegensatz stand zu dem, was ich in meiner Jugend erfahren hatte. Die ersten drei Jahre waren besonders schwierig, da ich oft nicht begriff, was man von mir erwartete. Außerdem erwies sich die Sprache als ein schier unüberwindliches Hindernis. Ich nahm zwar Deutschkurse, aber sie fielen auf unfruchtbaren Boden, und mein Deutsch

klang einfach fürchterlich. Mit Englisch erging es mir nicht besser, obwohl ich mir im Lauf der Jahre ein gewisses Grundwissen zulegen konnte. Nur Italienisch war mir auf Anhieb sympathisch, und ich bekam es auch schnell in den Griff... ohne lange studieren zu müssen! Auch Alain Daniélou versuchte, Deutsch zu lernen... indem er erotische Romane las. Doch er, der sich an so viele Sprachen gewöhnt hatte, war der Meinung, er sei zu alt, um es wirklich zu beherrschen zu können. Trotzdem war sein Deutsch wesentlich besser als meines, und wir bildeten ein merkwürdiges Duo, denn im Gegensatz zu ihm begriff ich schneller, was man uns vermitteln wollte. Ich übersetzte also zuerst für ihn ins Französische, und er antwortete auf Deutsch. In einer Stadt, in der es an allem fehlte, war es ebenso schwierig, eine Wohnung einzurichten wie ein Institut aufzubauen. Berlin wies noch erhebliche Kriegsschäden auf. Die meisten Gebäude am Kurfürstendamm – den Champs-Élysées Berlins – waren zerstört, und nur die Erdgeschosse ließen sich benutzen. Unsere Arbeitstage waren unendlich lang. Zu Mittag aßen wir im Hageneck am Hagenplatz, einem Restaurant ganz in der Nähe des Instituts, das sich in der Winklerstraße 20 an einem kleinen See, dem Diana See, befand. Ich erinnere mich noch an die fetten Karpfen, die man uns servierte. Aber anderswo war es nicht besser, denn die Stadt war nicht auf die Blockade eingerichtet, der sie zum Opfer gefallen war. Ich beschloss also, mich selbst um das Abendessen zu kümmern, auch wenn ich noch nie in meinem Leben gekocht hatte. Aber ich war in der Lage, eine Konservenbüchse mit Erbsen zu öffnen und aufzuwärmen und auch Spaghetti in einen Topf zu werfen. Ich erinnere mich an hübsche, kleine Sprotten in runden Dosen, die in Goldpapier eingewickelt waren und wie vergoldet aussahen. Komischerweise kamen sie „von den Russen“. Wir waren so erfolgreich, dass die Nabokovs (Nicolas war frisch verheiratet mit Dominique, seiner fünften Ehefrau, mit der ich heute noch befreundet bin) sich uns anschlossen und manchmal auch Überraschungsgäste mitbrachten, wie zum Beispiel keinen Geringeren als Mstislav Rostropovitch. Der große Cellist war nach Berlin eingeladen worden, um ein Konzert zu geben. Um ihm zu danken, hatte Nabokov, der ausgefallene Dinge liebte, die Idee, ihm statt Blumen einen Strauß geräucherter Aale zu überreichen! Obwohl mir mein Gedächtnis oft Streiche spielt, erinnere ich mich noch genau an das Programm: Rostropovitch hatte das Concerto No 1 in C-Dur von Haydn gespielt, dessen Manuskript lange Zeit verschollen gewesen war und miraculöserweise 1961 im Prager Nationalmuseum wieder aufzutauchte. Die Erbsen- und Spaghetti-Phase hielt aber nicht lange an. Um unseren Speisezettel



HINTERHOF EINES BERLINER HAUSES (1965) VON JACQUES-CLAREC

etwas zu diversifizieren, gingen wir dazu über, „Küchenpersonal“ unter Studenten zu rekrutieren, die nichts dagegen hatten, sich in der Küche oder im Haushalt etwas dazu zu verdienen. Am längsten blieb uns Dietmar Sterling erhalten, ein merkwürdiger Bursche, wortkarg, verschlossen und undurchsichtig, ein Mischling, der sich berlinerischer gab als ein Berliner. Er studierte Malerei, interessierte sich aber auch für Modedesign, was wir feststellten, als in Daniélous prachtvollen Bildbänden die Seiten zu diesem Thema fehlten. Dietmar machte später an der Seite eines bekannten Pariser Couturiers Karriere, die aber wie so viele vielversprechende Karrieren Anfang der neunziger Jahre durch AIDS abrupt beendet wurde. Obwohl man uns nicht einfach erreichte, war es für uns eine Gewohnheit – und auch ein Vergnügen – Gäste zu empfangen, privat, wie auch im Namen des Instituts. In der Emser Straße besuchten uns zum Beispiel Ravi Shankar, die Musikwissenschaftlerin Brigitte Schiffer, der Tunesier Salah El Mahdi, der Israeli Simha Arom und viele andere. Zu unsern Gästen zählte auch der Historiker und Akademiker Pierre Gaxotte, der Botschafter Pierre Landy, der sich ein paar Jahre später, nachdem er Minister geworden war, großzügig bei uns revanchierte. Er gab wundervolle Empfänge in seiner Residenz – einem ehemaligen Domizil Goerings – und hatte ein sehr aufschlussreiches „Que sais-je?“ Bändchen über den Status von Berlin verfasst.

5. ALLTAG IM INSTITUT

Das Institut befand sich im Grunewald, dem Neuilly Berlins, in einer schmacken, bürgerlichen Villa am Diana See. Um sein Projekt zu verwirklichen, kontaktierte Daniélou seinen alten Gefährten, den Fotografen Raymond Burnier, der sich auf seinem „Ruhesitz“ in Italien tödlich langweilte. Von Daniélou zum Generalsekretär ernannt, zog er ins Institut und entfaltete einen nicht zu bremsenden Tatenrang. Als sie zum ersten Mal das Haus in der Winklerstraße betraten, fanden Daniélou und Burnier nur Knöpfe vor! Der Vorbesitzer war nämlich ein Kurzwarenhändler, der sich auf Knöpfe spezialisiert hatte. Wir mussten uns um alles kümmern: Möbel bestellen, Mitarbeiter rekrutieren, einen Verwaltungsrat

zusammenstellen, uns zwischen den unvermeidlichen bürokratischen Schikanen durchlavieren. Für Daniélou war das eine ganz neue Erfahrung! Wir verfügten jedoch über genügend Mittel, auch wenn sie nicht grenzenlos waren: Das Institut wurde von der Ford Foundation finanziert und von den West-berliner Behörden, vor allem vom Senat, unterstützt. Der Senat schlug uns auch Frau Schumann, eine charmante Fünfzigjährige, als Sekretärin vor. Daniélou war überzeugt, dass sie eine Spionin war, konnte aber nicht sagen, für wen. Für den Senat? Die Amerikaner? Daniélou erfüllte seine Aufgabe mit großer Hingabe und entwickelte immer neue Projekte; er organisierte Kongresse, Kolloquien, Konzerte, veröffentlichte Bücher und Schallplatten... Das Institut war außerordentlich aktiv und an traditioneller Musik aus allen Kulturen interessiert. Weltmusik war damals ein Genre, das kaum bekannt war. Afrika, Asien, die arabische Welt... dem Institut mit seinen Riesenappetit auf Neuentdeckungen entging nichts. Die Zusammenarbeit mit dem Conseil International de la Musique, (eine NGO der Unesco) ermöglichte es ihm, mehrere Serien mit traditioneller Musik herauszubringen, Platten, die zur Zeit von der Unesco wieder neu aufgelegt werden und immer noch sehr gefragt sind. All das war sehr aufregend. Aber es bedeutete auch viel Arbeit. Häufig war ich schon in aller Frühe in meinem Büro und kam erst spät abends wieder nach Hause. Raymond Burnier, exaltiert wie er war, schaffte es, alle nervös zu machen. Daniélou hatte mich kurz entschlossen zum „Pressechef“ ernannt. Meine Aufgabe war es vor allem, die Aufnahmen zu archivieren, die wir aus der ganzen Welt zugeschickt bekamen. Ich sah mich aber überhaupt nicht als Chef, da mir alles über den Kopf zu wachsen schien. Doch ohne dass mir das bewusst war, lernte ich, mit schwierigen Situationen fertig zu werden, Intrigen zu vereiteln, effizient zu arbeiten – und in dieser Beziehung war Deutschland ein gute Schule... Eine andere, sehr viel angenehmere Begleiterscheinung, die immer willkommene Abwechslung bedeutete, waren die Reisen. Wir wurden ständig zu internationalen Begegnungen oder Informationsreisen eingeladen: nach Tunesien, Marokko, Iran (mit einem Abstecher nach Persepolis), Venezuela, Russland, damals noch die SU (Moskau, Baku, Tiflis...), etc. Auch wenn wir meistens völlig erschöpft von diesen Exkursionen zurückkamen (Daniélou war in Russland sogar krank geworden), so waren wir doch immer überwältigt von den Dingen, die wir sahen und den Menschen, denen wir begegneten. Eine große Herausforderung waren auch die beiden internationalen Kongresse, die wir 1966 und 1967 organisierten, und zu denen wir Musikwissenschaftler und Musikethnologen aus der ganzen Welt einluden.

Abgesehen davon, dass sie für unsere kommunistischen Nachbarn ein Ärgernis darstellten, haben sie der westlichen Musikethnologie eine ganz neue Zukunft beschert, indem sie sie von Grund auf veränderten. Aus den Impulsen, die von diesen beiden Kongresse ausgingen, resultierte eine eindrucksvolle, heute noch hoch geschätzte Reihe von Veröffentlichungen. Das in der Nähe gelegene Hotel Gehrhus wurde miteinbezogen. Angeblich hatte in diesem Schloss im Grunewald der Kaiser heimliche Treffen mit einer Geliebten. Auch J.F. Kennedy residierte während seines Berlinbesuchs 1963 längere Zeit in Gehrhus. Inzwischen ist es in die Hände von Karl Lagerfeld übergegangen. Das Gebäude ist zwar nicht besonders alt, aber umso eindrucksvoller. Mich begeisterte vor allem der Aufzug Louis XV.

6. DANIÉLOU LÄSST DEN DHRUPAD-GESANG WIEDERAUFERSTEHEN.

Kurz nach meiner Ankunft in Berlin sollte ich mich um eine Gruppe von vier indischen Musikern kümmern, die Daniélou im Rahmen der Musikwochen nach Berlin eingeladen hatte. Allein sie nach Berlin zu holen, war äußerst kompliziert gewesen. Es handelte sich um Experten des Dhrupad, eines strengen, indischen Gesangsstils mit Regeln aus dem 15. Jahrhundert, der in Indien in Vergessenheit geraten war. Da die indische Regierung befürchtete, das Land würde durch solche Darbietungen ein rückständiges Image bekommen, war sie alles andere als kooperativ. Wahrscheinlich hätte man es passender gefunden, wenn die charmante Tochter eines Ministers auf der Sitar herumgezupft hätte. Für Daniélou war der Dhrupad jedoch eine der ausdrucksvollsten Gesangsformen, und angesichts seiner wilden Entschlossenheit musste die indische Regierung kapitulieren. Moinuddin und Aminuddin Dagar, die beiden Sänger der Gruppe, waren Brüder und stammten aus einer alten Familie von Musikern und musulmanischen Sängern, deren Vorfahren sich bis in die Zeit der mongolischen Dynastien Nordindiens zurückverfolgen ließen. Der Pakhavaj-Spieler war zweifellos Sikh oder Hindu und dazu noch Raja: Raja Chhatrapati Singh. Er war ein ausgezeichnete Trommler, was umso erstaunlicher war, da die Trommel traditionell Handwerkern vorbehalten war: Sie berühren dabei die Haut toter Tiere,



ALAIN DANIÉLOU BEIM FASCHING IM KLEIST-KASINO (1967). ZUSAMMEN MIT PETER UND DIETMAR VON JACQUES CLOAREC

was ein Angehöriger der höheren Schichten nie tun würde. Suraya Daga, Moinuddins Ehefrau, sang die schmerzlich-intensive Melodie, während sie sich auf der Tanpura begleitete. Daniélou wollte die Gelegenheit nutzen und die Musik im großen Empfangssaal des Instituts aufnehmen. Dabei hatte ich meinen ersten Schlagabtausch mit Nagra, dem berühmten Magnetophon des Schweizer Stefan Kudelski, der sich kurz darauf mit Daniélo anfreundete und mit ihm zusammen die Sematic, eine mikrotonale Keyboard-Tastatur entwickelte, mit der sich Daniélou schon seit den dreißiger Jahren beschäftigte. Die Sache ging aber nicht so einfach über die Bühne. Nachdem wir am ersten Tag eine ganze Stunde lang auf dem Teppich kauern versucht hatten, uns auf Hindi, Urdu und Englisch zu verständigen, verschoben wir alles kurz entschlossen auf den nächsten. Am zweiten Tag gelang es uns dann, die Maschine in Betrieb zu nehmen, aber wir hatten die Zeit falsch eingeschätzt, und das Tonband reichte nicht, um das ganze Stück aufzunehmen. Doch nach einer Woche hatten wir genügend Material für eine Platte zusammen, die bald zum Schmuckstück unserer Sammlung für die Unesco wurde. Für mich war es eine Offenbarung. Ich hatte noch nie etwas so Schönes, so Ergreifendes gehört. Offensichtlich war Daniélos Kompromisslosigkeit gerechtfertigt. Die Europatour der Brüder Dagar wurde ein Riesenerfolg, und sie bekamen so viel Beifall, dass man auch in Indien das vernachlässigte Erbe wiederentdeckte. Das von Daniélou entzündete Feuer ist nicht erloschen, in Indien gibt es selbst heute noch ein Festival, das ausschließlich dem Dhrupad gewidmet ist. Und im Westen begeisterten sich so vielversprechende Sänger wie Jérôme Cormier und Sängerinnen wie Almelia Cuni und Francesca Cassio für diese Gesangsform, die sie bei den bekanntesten Meistern studiert hatten. Die Gruppe wurde auch von der Akademie der Künste eingeladen, ein Konzert zu geben. Ich betreute sie. In der Pause erhoben sich alle vier, und ich begriff trotz aller sprachlicher Schwierigkeiten, dass sie ins Hotel zurück wollten. Ich hatte nichts dagegen. Der Skandal war groß, die deutschen Musiker zeigten sich pikiert, da die Abwesenheit der bunt gewandeten, indischen Gruppe im zweiten Teil sofort auffiel. Sie hatten jedoch niemanden beleidigen wollen. Wie sich herausstellte, gab es eine ganz einfache Erklärung: Sie hatten nicht gewusst, dass es eine Pause war, ihrer Meinung nach war das Konzert zu Ende. Ich hatte leider versäumt, sie darauf aufmerksam zu machen.***

Nach einem durchschlagenden Erfolg wie diesem hatten wir in den folgenden Jahren keine Schwierigkeiten mehr, in Europa unbekannte Solisten und Gruppen nach Berlin zu bringen. Ich werde sie nie vergessen, diese Gruppe äthiopischer Kopten, die Kathakali-Tänzer aus Keralaalmandalam, das Ensemble buddhistischer Mönche aus Japan, Ravi Shankar, die irakischen Oud-Spieler (eine in arabischen Ländern beliebte Kurzhalslaute), Munir Bachir, die Sängerin Lakshmi Shankar, den libanesischen Bouzouk-Spieler (eine Langhalslaute türkischen Ursprungs), Matar Mohamed... der sich, um seiner Inspiration Flügel zu verleihen, in der ersten Orchesterreihe ein paar junge blonde Damen wünschte, die etwas Bein zeigten. Wir waren inzwischen so bekannt, dass wir die GISCC gründeten, eine interkulturelle Organisation für Theateraufführungen und Konzerte, der die Intendanten der bedeutendsten Festspiele angehörten – Berlin, Edimbourg, Paris, Aix, Monaco, Baalbek, Shiraz, Amsterdam, Belgrad... – und die wichtige, vielsprechende Gruppen unterstützte. Ich fungierte elf Jahre lang als Koordinator. Dieser Zusammenschluss ermöglichte es uns, ein balinesisches Gamelang, das malaiische Schattentheater Wayang Kulit, etc. nach Europa zu holen. Und ich hörte zum ersten Mal die Namen von Regisseuren wie Peter Brook, Jerzy Grotowski oder Bob Wilson, die alle Weltruhm erlangten sollten.

7. BERLIN BEI NACHT.

Im Gegensatz zu Paris, London oder Rom ist Berlin keine dicht bebaute Stadt mit spärlichen Grünflächen zwischen den Gebäuden. Ursprünglich bestand Berlin aus mehreren, durch Wälder voneinander getrennten Dörfern. Auch die Tierwelt hatte ihren Platz. Schon zu unserer Zeit waren die Wildschweine bekannt für die Verwüstungen, die sie in den Gärten anrichteten. Anscheinend haben sie sich seitdem ständig vermehrt – die Rede ist von zehntausend Wildschweinen! Seen, Flussarme und Kanäle sind so zahlreich, dass die Stadt mehr Brücken aufweist als Venedig. Am Teufelsee, einem winzigen See mitten im Wald, versammelte sich an den ersten Frühlingstagen ein buntes Völkchen, Familien und zwischen ihnen nette, gut gelaunte Schwule. Alle hatten ihren Spaß. Mit Handtücher

vermummt, organisierten die schwulen Jungs kleine Umzüge mit den Kindern. Trotz des Artikels 175, demzufolge Homosexualität als Straftat galt, war die Freiheit, die damals in Berlin herrschte, einfach überwältigend. Vor allem für einen jungen Burschen wie mich, der aus einer engstirnigen, bretonischen Kleinstadt nach Berlin gekommen war und diese Engstirnigkeit noch nicht abgelegt hatte... Das Flair, das die Stadt in diesen Jahren hatte, war anscheinend so speziell, dass man Konservendosen mit „Berliner Luft“ als Souvenir verkaufte. War es die Gefahr, die von der Mauer und der Präsenz der Sowjets ausging? Jedenfalls knisterte es. Berlin war „die“ deutsche Stadt, in der man sich amüsierte und über die Stränge schlug: Aus ganz Westdeutschland und selbst aus dem Ausland kamen die Besucher. Aber nur um Spaß zu haben, nicht, um zu bleiben. Unter der Woche sah man nur Kriegerwitwen, von denen viele beide Krisen miterlebt hatten, junge Studenten, die den Militärdienst in Westdeutschland umgingen, das Militär der drei, von den Alliierten besetzten Sektoren, Diplomaten und schließlich Spione aller Art. Eine unwahrscheinliche Mischung, die den Charakter der Stadt ausmachte und ihr diese Atmosphäre verlieh, die in dem Film „Der Dritte Mann“ so wunderbar beschrieben wird, und die auch noch bei unserer Ankunft spürbar war. Selbst zwanzig Jahre nach Kriegsende hatte man den Eindruck von einem Niemandsland, über das der Krieg hinweggegangen war. Der Bau der Mauer, die viele Straßen abrupt beendete und Schilder wie „Sie betreten den französischen Sektor“ verstärkten diesen Eindruck. Was die Beamten der Stadtverwaltung, des Senats, der Universitäten betraf, so verließen sie am Wochenende die Stadt, um zu ihren Familien nach Westdeutschland zu fahren. Wir konnten aber auch beobachten, wie die Modernisierung der Stadt täglich voranschritt. Der Kurfürstendamm wurde wieder aufgebaut, und Westberlin leistete sich eine neue Oper, eine neue Philharmonie, einen neuen Flughafen. Das bereits exzessive Nachtleben wurde noch exzessiver. Als ich 1964 ankam, hätte der Unterschied zwischen Berlin und Paris nicht größer sein können. Unsere Metropole wies nur eine einzige Schwulenbar auf, die eigentlich nur eine gewöhnliche Bar war (Le Fiacre, rue du Cherche-Midi), während es in Westberlin über ein Dutzend davon gab. Einige waren ein Treffpunkt für Gigolos, vielleicht etwas zwielichtig, doch immer gut besucht, wie z.B. Ellis Bier Bar, wo ich Wystan Hugh Auden, dem berühmten englischen Dichter und seinem Freund Chester Kallman begegnete. Beide waren besinnungslos betrunken. Die bekannteste Homo-Bar, (die Bezeichnung „gay“ war damals noch nicht üblich), das Kleist Casino, war so beliebt, dass Nabokov eines Abends Daniélou

bat, ihn dorthin zu chauffieren. Ein junger, französischer Keller, Jean-Claude Rousseau vollbrachte die reinsten Wunder und schaffte später sogar den Absprung nach New York, wo er als Jean-Claude Baker 1986 „Chez Josephine“ eröffnete, ein Restaurant, in dem auch heute die Schickeria verkehrt. Einer meiner Lieblingsplätze war das „Why not“ in der Fasanenstraße, Ecke Kudamm. Es war nicht nur ein Nachtlokal, sondern auch eine Bar, wo neben Getränken auch einfache Gerichte serviert wurden, ohne dass sie sich deshalb als Restaurant bezeichnete. Außerdem war sie von Mitternacht bis Mitternacht geöffnet und wurde von einer smarten, gutgelaunten Jugend frequentiert, unter die wir uns gerne mischten. Ich hatte damals einen Hund namens Marco, einen wunderbaren, schottischen Collie, dem der Weg von uns zum „Why not“ schon so in Fleisch und Blut übergegangen war, dass wir unsere französischen Freunde, die bei uns zu Gast waren, gar nicht erst dorthin begleiten mussten. Sie nahmen einfach Marco an die Leine, und er führte sie auf direktem Weg zur Bar, wo sie dank Marco freudig begrüßt wurden. Anfang der siebziger Jahre planten wir eine Weltreise. Unterwegs wurde Daniélou aber krank, und unsere Weltreise beschränkte sich auf New York und Mexiko. Von New York war ich enttäuscht, ich fand überhaupt nicht hip, dafür aber gefährlich und im Vergleich zu Berlin ziemlich rückständig. Die Neonreklamen am Broadway kamen mir wie aus den alten Filmen der dreißiger Jahre vor. Zum Glück hat sich das geändert.

Besonders aufregend waren in Berlin natürlich die Ausflüge in den Ostteil der Stadt. Leider war ich in fünfzehn Jahren nur zweimal in Ostberlin, obwohl es dort ausgezeichnete Theateraufführungen und Konzerte gab (oft mit erstklassigen russischen Künstlern). Ein Signal für den Westen der Stadt! An der Komischen Oper regierte Filippo Saint-Just, aus dessen Nachlass ich zwei sehr amüsante Zeichnungen besitze, ich weiß aber nicht mehr, wem ich sie verdanke. Auf der einen präsentiert ein lüsterner Wolf dem kleinen Rotkäppchen seinen riesigen Phallus, auf der anderen beißt Rotkäppchen lustvoll hinein. Ansonsten war Ostberlin eine Wüste. Einmal fuhr ich mit Kurt, einem befreundeten berliner Rechtsanwalt mit einem amerikanischen Pass in den Ostteil der Stadt. Nachdem dem Theater gingen wir in eine Bar. Noch nie habe ich mich so unsichtbar gefühlt wie dort. Weder die Gäste, noch der Kellner schienen uns zu bemerken oder auch nur die geringste Lust zu verspüren, uns einen Drink zu servieren. Die Stasi und der KGB waren allgegenwärtig. Um sich bei Laune zu halten, brauchten die Berliner

nur auf ihren Humor zurückzugreifen. So mokierte sie sich z.B. über den allgemeinen Mangel, der im Osten herrschte. Auf die Frage: Warum baumelt in den stets weiß gekachelten Fleischereien eine Plastikwurst im Fenster? lautete die Antwort: Damit man sie nicht mit den Fließengeschäften verwechselt. [Oder: Warum spielt Erich Honecker (der letzte Machhaber der DDR, der mit dem Mauerfall weggefegt wurde) den Exhibisten auf der Mauer? Antwort: Weil er beweisen möchte, dass es im Osten doch noch ein Ferkel gibt. BESSER STREICHEN] Frage: Warum gab es in der DDR nicht ein einziges Kochbuch? Antwort: Weil alle Kochbücher als Science Fiction nach Polen verkauft wurden - was als Beweis diente, dass man anderswo noch schlimmer dran war als in der DDR.

8. TOD RAYMOND BURNIERS IM SEPTEMBER 1968.

Nabokovs Festwochen waren voll im Gange. In diesem Jahr zählte Leonard Bernstein, der zwei Konzerte gab, zu den prominentesten Gästen. Für mich war das die Gelegenheit, ihn an zwei Abenden im Anschluss an sein Konzert zu treffen. Bernstein war außerordentlich sympathisch und ohne jede Starallüren. Auf dem Festival geriet man immer in einen Strudel von Parties und Konzerten, zu denen wir als Ehrengäste eingeladen wurden. Häufig chauffierte ich auch prominente Gäste. Für das nächste Jahr nahm ich mir dann regelmäßig vor, meinen Porsche gegen einen VW Kombi einzutauschen, in dem ich die internationalen Stars befördern würde – schließlich befanden wir uns in der Hippie-Ära, und auf eine Extravaganz mehr oder weniger kam es nicht an! Das ganze Festival über jagten sich Einladungen zum Essen, zum Tee, zu mondänen Abendgesellschaften, und immer traf man die interessantesten Leute. Am Sonntag, den 29. September 1968, hatten wir eine Verabredung zum Essen mit Nabokov und dem Tänzer und Choreografen George Balanchine, auch einem Gast der Berliner Festwochen. Balanchine war Georgier, und wie der Zufall es wollte, hatten wir von einer Reise mit Daniélou in das sowjetische Georgien großartige Aufnahmen von Männerchören mitgebracht. Wir beschlossen also, nach dem Essen ins Institut zu fahren, um sie anzuhören. Kaum waren wir dort

angekommen, klingelte das Telefon: Raymond Burnier, unser Generalsekretär, der ein paar Tage in Zagarolo verbracht hatte, war plötzlich gestorben. Wir verzichteten auf die Session und brachen noch am selben Abend nach Italien auf. Raymond, achtundreißig Jahre lang Daniélous engster Freund und Komplize, war ein renommierter Fotograf und Mitglied des britisch-indischen archeologischen Dienstes. Er hatte die meisten mittelalterlichen Tempel Nordindiens abgelichtet, und seine Sammlung von über 8000 Negativen ist einer der größten Schätze unserer Stiftung. Auch in Indien ist sein Name noch im Umlauf, da die Präsidentin der theosophischen Gesellschaft, mit der er eine Zeitlang verheiratet war, seinen Familiennamen beibehielt. Da kein Ersatz zur Hand war, wurde ich par interim zum Generalsekretär ernannt. Im Lauf der Zeit habe ich dann auch das nötige Selbstbewusstsein entwickelt, so dass wir das Abenteuer unauffällig fortsetzen konnten, und da Daniélou alles, was mit Verwaltung zu tun hatte, hasste, war er glücklich, mir diese Aufgabe überlassen zu können.

9. EINE GALERIE VON PROMINENTEN

Im Institut, aber auch in unserm Bekanntenkreis sind wir auf unglaublich viele und oft auch sehr auffällige Charaktere gestoßen, die unsere Zeit in Berlin nicht nur bunter, sondern auch interessanter gestalteten – Begegnungen, die einen großen Teil unseres Abenteuers ausmachten. Eine Zeitlang lang war der junge Prinz Rudolf von der Lippe unser PR-Manager, er erleichterte es uns, mit alteingesessenen Berliner, oder was von ihnen übrig geblieben war, in Kontakt zu kommen. Da er finanziell nicht besonders gut gestellt war, konnte er seine riesige Wohnung nicht entsprechend möblieren. Trotzdem gab er viele Empfänge und war ein wundervoller Gastgeber, auch wenn er seinen Gästen nur ganz gewöhnlichen Rotwein und Erdnüsse anbot. Ich habe damals begriffen, dass in dem Milieu, in dem ich mich nun bewegte, Gastronomie keine Rolle spielte. Es wäre absolut niveaulos gewesen, sich bei solchen Gelegenheiten den Bauch vollzuschlagen. Wichtig waren die Gespräche, die Begegnungen, der Austausch und der Esprit der Gäste. Eine weitere, sehr sympathische Persönlichkeit war der



PLATTFORM IM WESTTEIL DER STADT NAHE DES BRANDENBURGER TORS, DIE ERRICHTET WURDE, DAMIT WEST-BERLINER IHREN IM OSTTEIL DER STADT VERBLIEBENEN FAMILIENANGEHÖRIGEN ZUWINKEN KÖNNEN VON JACQUES CLOAREC



Intendant der neuen Oper, Egon Seefehlner, der seine Karriere als Intendant der Wiener Oper in seiner Heimatstadt Wien beenden sollte. Egon war ein Riese, sowohl was sein Wissen, wie auch sein Gewicht betraf. Er machte jedes Jahr eine Kur, bei der er zwanzig oder dreißig Kilo abnahm, ohne dass es auffiel. Vielleicht hat aber diese „Kur“ dazu beigetragen, dass er es bis fünfundachtzig schaffte. Sein Hobby waren erotische Filme, ein außerordentlich rarere Artikel damals. Wie Indianer auf dem Kriegspfad nahmen wir alle möglichen Umwege, um möglichst spät bei ihm zuhause anzukommen, jedenfalls so spät, dass seine alte Mutter schon schlief. Die Fenster waren bei unserer Ankunft bereits verhängt. Ein alter Projektor berieselte uns mit Filmen, die uralt, ramponniert und meistens auch stumm waren. Man darf nicht vergessen, dass nach dem berühmten Paragraphen 175 (der aus dem Jahr 1872 stammte und erst Anfang der neunziger Jahre abgeschafft wurde) Homosexualität selbst zwischen mündigen Erwachsenen strafbar war, d.h. eine gewisse Vorsicht war geboten. In diesem Zusammenhang ist auch Daniélous Panik verständlich, als er eines Tages eine Vorladung von der Polizei bekam, weil er eine erotische Zeitschrift bezog. Tatsächlich hatte er auch ein dänisches Magazin abonniert, das ihm in einem Umschlag mit der Absenderadresse einer Kopenhagener Zementfabrik zugeschickt wurde. Etwas merkwürdig für einen angesehenen ausländischen Musikwissenschaftler! Daniélou hegte die schlimmsten Befürchtungen und leistete der Vorladung keine Folge, doch Raymond Burnier, der sich bei dieser Gelegenheit als geschickter Taktiker erwies, schaffte es, die Sache zu entschärfen. Jedenfalls machten wir uns keine Illusionen, uns war klar, dass der Geheimdienst eine dicke Akte über Daniélou besaß – und sicher auch über Burnier und mich. Wir wussten, dass man uns beobachtete, also unsere Post, unser Telefon, unsere Reisen und unsern Umgang überwachte. Doch zollte man uns auch Respekt, weil wir zu wenigen Ausländern gehörten, die aus eigenem Antrieb nach Berlin gekommen waren. Außerdem weigerten wir uns hartnäckig, mit unsern „Stammesangehörigen“, d.h. mit dem im Quartier Napoleon stationierten Militär gesellschaftlichen Umgang zu pflegen. Dieses Quartier war weit weg vom Zentrum nach Tegel verbannt worden. Wir waren nur einmal dort, und zwar als General Huchet de Quénetain, der Gouverneur der französischen Besatzungstruppen, Daniélou die Medaille der Ehrenlegion übergab, die ihm von General de Gaulle verliehen worden war.

Daniélou hatte einen alten Pandit aus Almora eingeladen, er sollte ein paar Texte aus dem Archiv durchgehen, die Daniélou aus Indien mitgebracht hatte. Nach seiner Ankunft war er eine Zeitlang sich selbst überlassen und hatte, wie wir später bemerkten, seine Übersetzungen der Upanishads oder anderer heiliger Texte auf Klopapierrollen geschrieben, ein in seiner Heimat, dem Himalaya, völlig unbekannter Artikel. Er wohnte im Dachstuhl des Instituts und warf seinen Müll einfach aus dem Fenster über dem Eingang. Zum Glück konnten wir das Schlimmste verhindern. Man stelle sich die Reaktion eines Senatsangestellten oder einer anderen prominenten Persönlichkeit vor, wenn sie bei ihrer Ankunft mit einer Bananenschale oder einem Yoghurtbecher begrüßt worden wären! Sheperd Stone, der Repräsentant der Ford Foundation und unser wichtigster Geldgeber, hätte uns bestimmt die Lebensmittel gestrichen!

Daniélou hatte mir eine Rolleiflex geschenkt, deren quadratischer Bildrahmen mein absolutes Lieblingsformat war, als ich mit dem Fotografieren anfang. Der Apparat erwies sich auf unsern Expeditionen, oder auch bei Besuchen von Musikern oder Tänzern als unentbehrlich, da wir später mit dem Fotomaterial die Hüllen unserer Schallplatteneditionen gestalteten. Aber ich verwendete die Rolle auch für meine Zwecke. Auf dem Fasching von 1967 war ich der offizielle Fotograf des Kostümballs im Kleist Casino. Auf diesem Ball bemerkte ich einen zurückhaltenden, jungen Mann, der eine Mickey Mouse Jacke trug und offensichtlich mit dem Trubel nicht viel anzufangen wusste. Ich weiß nicht, was mich veranlasste, seinen Hosenträger mit einer Sicherheitsnadel zu befestigen. Ob das nun eine gute Idee gewesen war oder nicht, jedenfalls verbrachte Jochen acht Jahre seines Lebens mit mir. Er wurde Mitarbeiter des Instituts und begleitete uns als Fotograf und Tonmann auf zahlreichen Expeditionen von Sanaa nach Alep, von Bali nach Tunesien. Ihm verdanken wir auch diese merkwürdigen, bei Sufi-Ritualen (Zikr) entstandenen Aufnahmen aus Syrien, deren Teilnehmer gewöhnlich in heftige Transe-Zustände geraten. Doch als wir beschlossen, uns nach Italien zurückzuziehen, war Jochen überzeugt, seine Zukunft sei New York. Er trennte sich von allem, was er besaß (Auto, Möbel... und selbst von seiner Schwester!) und zog aus, um den Big Apple zu erobern. Aber es gelang ihm nicht, eine Greencard zu ergattern, er kam also wieder nach Deutschland zurück und zog zu einem Freund nach Düsseldorf; letzterer besaß einen Antiquitätenladen mit dem hübschen Namen „Au temps perdu“.

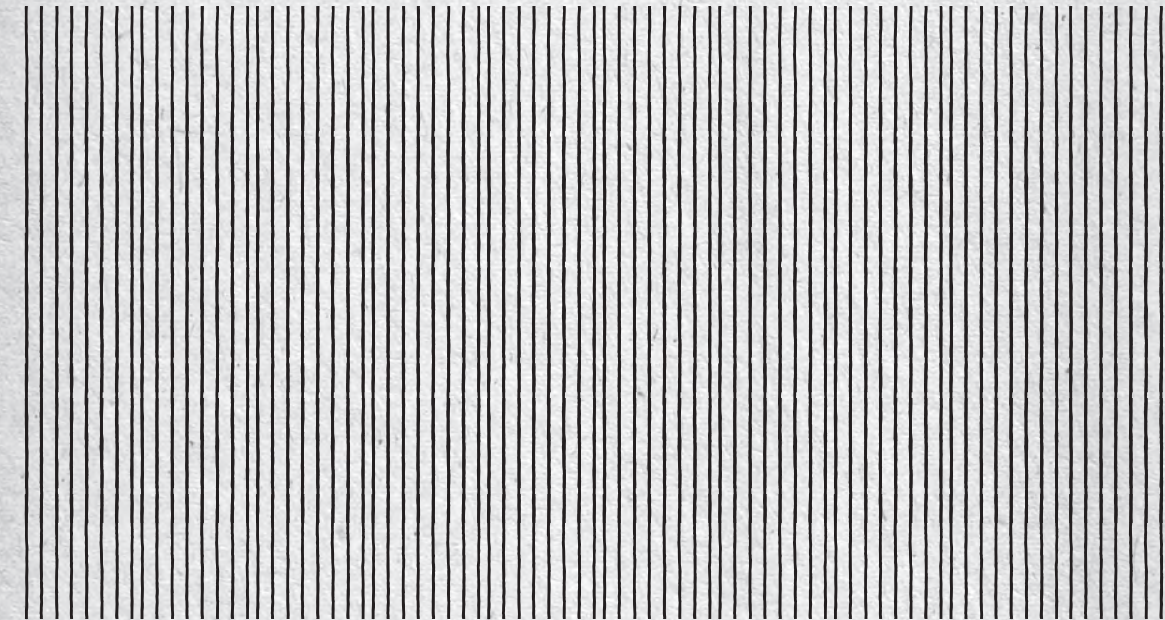
1994 starb Jochen kurze Zeit nach Daniélou an AIDS. Ich war fassungslos, als ich das hörte. Er hatte die Krankheit vor allen verheimlicht, und es hätte mich nicht gewundert, wenn er sich umgebracht hätte, statt sein Ende abzuwarten. An einem Wochenende stattete uns ein Freund aus Westdeutschland einen Besuch ab. Er war in Begleitung eines jungen Mannes namens Hacky. Hacky verlegte Teppiche in Aachen - er war groß, umwerfend charmant und strahlte die Frische seiner sechzehn Jahre aus. Zufällig war auch Nabokov bei uns zu Gast. Als er ihn sah, beschied er, Hacky müsse Tänzer werden. Das Wochenende verging, und weitere Wochen und Monate zogen ins Land. Doch anderthalb Jahre später stand Hacky mit einem Seesack über der Schulter vor unserer Tür. „Ich bin jetzt achtzehn“, verkündete er strahlend. „Ich bin also nicht mehr minderjährig und will Tänzer werden“. Für eine Karriere als Tänzer war das allerdings beinahe zu spät, aber Daniélou setzte sich für ihn ein, und er wurde an der Ballettschule der Berliner Oper angenommen. Hacky war voller guter Vorsätze, aber die eiserne Disziplin, die dieses Metier erforderte, war in einer so verführerischen Stadt wie Berlin schwer aufrecht zu erhalten. Hacky hat also seine Kurse schnell wieder aufgegeben, und wir verloren einen Haushaltshelfer, denn er hatte die Nachfolge Dietmars angetreten, um sich etwas Geld dazuzuverdienen. Hacky wurde Kameramann. Als letztes hörten wir, dass er in München lebte und ein sehr erfolgreicher und gefragter Kameramann war. Offensichtlich hatte er während seiner zwar kurzen Ausbildung als Tänzer gelernt, wie man eine Kamera führt - wie eine Tanzpartnerin, mit der man um die abzulichtenden Szenen tanzt.

10. EIN EINSCHUB.

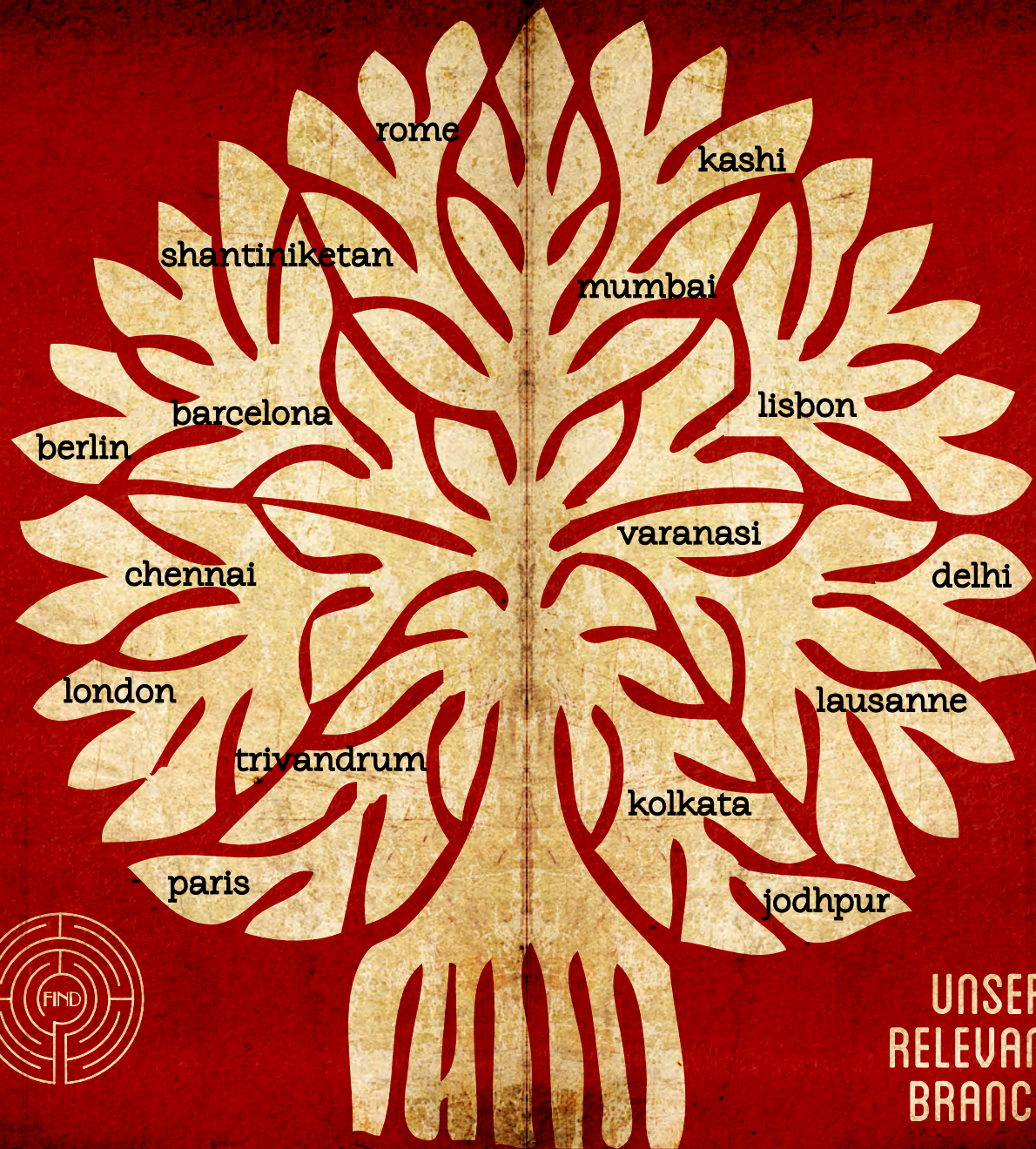
Das Institut war ein großartiges Abenteuer und unterstützte alle Formen von traditioneller Musik. Wenn die Bezeichnung „Weltmusik“ heutzutage einen so guten Klang hat, ist das zum Teil unserer Arbeit zu verdanken. Von der Ford Foundation finanziert und von vielen unersetzlichen und enthusiastischen Mitarbeitern mitgetragen, verdankt dieses Institut seine Existenz doch einem einzigen Mann,

dem Kopf des Ganzen. Nach dem Weggang Daniélous trat sein Assistent Ivan Vancor an seine Stelle. Daniélou hatte ihn zwar eingearbeitet, doch besaß er nicht sein Wissen, um den eingeschlagenen Kurs fortsetzen zu können. Auch seine Nachfolger verfolgten immer weniger die ursprüngliche Linie, so dass das Institut, das von einem Musiker für Musiker eingerichtet worden war, allmählich zu einem klassischen ethnologischen Institut wurde, wie es sie in Deutschland zuhauf gab. Trotzdem ist dieses Zwischenspiel von fünfzehn Jahren für die Musik, wie auch für uns ein außerordentliches Geschenk. Ich habe viele Namen erwähnt, aber auch viele ausgelassen, die Liste ist einfach zu lang. Maurice Béjart erzählt in seinen 1996 erschienenen Erinnerungen *La vie de qui?* er sei Alain Daniélou bei einer Vorstellung des Ballets des 20. Jahrhunderts begegnet, zu der ihn Nicolas Nabokov eingeladen hatte. Béjart wurde ein treuer Freund, der uns oft in Zagarolo besuchte, wo ich ein paar Jahre später die Bekanntschaft eines jungen Genies machte, das er entdeckt hatte – Eric Vu-An. Leider hatte ich nie das Vergnügen, Herbert von Karajan kennenzulernen – er fehlt auf meiner Beuteliste. Aber sein Taktstock, der auf der Kommode seines Assistenten thront, ist mir bekannt. Er ist vergleichbar mit dem Hut von Ludwig XI, der auf einen Tisch gelegt wurde, was ausreichte, um die Anwesenheit des Königs kundzutun. Trotz seiner früheren Verbindungen zu den Nazis war Karajan zwischen 1960-1970 der König von Berlin. Ein vielbeschäftigter König. Man erzählte sich, dass er statt den Abonnementkonzerten in der Philharmonie lieber Messen dirigierte, weil er dann nicht immer wieder auf die Bühne zurückkehren musste, um sich für den endlosen Applaus zu bedanken. Bei Kirchenmusik war das nämlich nicht üblich. Seine rechte Hand war André von Mattoni, ein österreichischer Adliger, den Daniélou auf einer Reise kennenlernte, als er in den dreißiger Jahren nach Siebenbürgen zu dem Schloss des Grafen von Starai reiste. Wir suchten ihn in seinem Hotel auf, in dem auch Karajan abstieg, und wo er immer von einer Schar junger, attraktiver Berliner umringt war. Aber Berlin war damals außerhalb von Zeit und Raum, und der pro-preussische Daniélou hegte gegenüber den verklemmten katholischen Kreisen in Bayern und Österreich eine tiefe Abneigung. Da wir aber unsere Fahrten von Berlin nach Rom und zurück immer im Auto zurücklegten, mussten wir diese beiden Gebiete wohl oder übel durchqueren, und ich musste die entsprechenden Vorkehrungen treffen, um längere Aufenthalte in Österreich zu vermeiden. Gestattet war ein kurzer Halt auf einer Raststätte. Bayern erschien Daniélou jedoch nicht ganz so gefährlich, und wir übernachteten gelegentlich in einem kleinen Hotel

in Rosenheim nahe der Grenze, wo wir uns Tiroler Tänze anschauten und robuste Burschen in Lederhosen mit Hosenträgern bewunderten, die sich auf die Schenkel klatschten und sehr energetisch mit den Hacken stampften. Wir haben also in diesen ganzen Jahren nichts von dem übrigen Deutschland gesehen, abgesehen von dem einen Mal, als wir uns die Schlösser Ludwig II anschauten. Sophie, Daniélous Nichte und ihr Mann, Claude Bassouls, begleitete uns. Ich habe viel fotografiert, und Daniélou machte ein paar Aquarelle von diesen Dornröschen-Schlössern. Berlin war jedoch ein Kosmos für sich, und er genügte uns.







UNSERE
RELEVANTEN
BRANCHEN

FINDEN SIE UNS AUCH AUSSERHALB DES LABYRINTHS...

Wir hoffen, dass Sie beim Verlassen des Labyrinths mehr darüber wissen, was Sie bei **FIND der Indien-Europa-Stiftung für Neue Dialoge** finden können.

Sie erreichen uns unter:

REPRÄSENTANZ - PARIS

129, rue Saint-Martin
F-75004 Paris
Frankreich
Tel: + 33 (0) 9 40 48 33 60
Fax: + 33 (0) 55 48 33 60
www.find.org.in

HEAD OFFICE - LAUSANNE

Place du Tunnel, 18
CH-1005 Lausanne
Schweiz
www.find.org.in

RESIDENZ - ROM

Colle Labirinto, 24
00039 Zagarolo, Rom - Italien
Tel: (+39) 06 952 4101
Fax: (+39) 06 952 4310
www.find.org.in





FONDATION INDE-EUROPE DE NOUVEAUX DIALOGUES
INDIA-EUROPE FOUNDATION FOR NEW DIALOGUES
INDIEN-EUROPA STIFTUNG FÜR NEUE DIALOGEN
FONDAZIONE INDIA-EUROPA DI NUOVI DIALOGHI
FUNDAÇÃO ÍNDIA-EUROPA DE NOVOS DIÁLOGOS
FUNDACIÓN INDIA-EUROPA DE NUEVOS DIÁLOGOS

www.find.org.in